

Waldenburger



Wochenblatt.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Tage nach Sonn- und Feiertagen. Bezugspreis vierteljährlich M. 2,50, monatlich 85 Pf. frei ins Haus.

Fernsprecher Nr. 3.

Inseratannahme bis spätestens mittags 12 Uhr. — Preis der ein-spaltigen Zeile für Inserenten aus Stadt u. Kreis Waldenburg 20 Pf., von außerhalb 25, Vermietungen, Stellengefüge 15, Kleiamerik 50 Pf.

Täglich erscheinende Zeitung für den Waldenburger Industriekreis und seine Nachbarbezirke.

Publikationsorgan der städtischen Behörden von Waldenburg, sowie der Amts- und Gemeindevorstände von Ober Waldenburg, Dittersbach, Nieder Hermsdorf, Seifendorf, Reußendorf, Dittmannsdorf, Lehmwässer, Bärengrund, Neu- und Altbain und Langwallersdorf.

Soissons genommen.

Die Forts der Nordwestfront von Reims gefallen. — 35 000 Gefangene. Gewaltige Beute an Artillerie- und Kriegsmaterial.

Europas Leid — Englands Freud.

So oft sich in den letzten Jahrhunderten die europäischen Mächte untereinander zerfleischt haben, hat England einen Zuwachs an Macht und Einfluß erfahren. Die Zeit des 30jährigen Krieges endete mit völliger Ohnmacht der beteiligten Staaten, insbesondere Deutschlands — die englische Flotte Cromwells fuhr über alle Meere, plünderte fremde Handelschiffe aus und nahm Kolonien weg. Ludwig XIV. machte den grandiosen Versuch, ein europäisches Kontinentalreich unter französischer Hegemonie zu begründen — er wurde unter englischer Führung niedergeworfen und England ging als die erste Handelsmacht der Welt mit neuen Stützpunkten und neuen Einflußsphären aus dem 20jährigen Ringen hervor.

Alle großen englischen Staatsmänner haben eigentlich immer dieselbe Politik verfolgt: sie schürten die Gegensätze zwischen den beiden Mächtegruppen Europas, sie förderten abwechselnd die Bestrebungen zuerst der einen und dann der anderen, und sie benutzten die Zeit und dann der anderen, und sie benutzten die Zeit und dann der anderen, und sie benutzten die Zeit und dann der anderen, und sie benutzten die Zeit und dann der anderen...

Die napoleonische Kriegszeit nahm einen Ausgang, der dieser Politik vorzüglich entsprach. Es gab nur noch eine Kolonial- und eine Seemacht, nämlich England. Spanien, Frankreich und Holland hatten ihre wichtigsten Kolonien an England verloren. Der englische Freihandel erschloß die Häfen der ganzen Welt und versorgte den Kontinent mit den englischen Manufakturwaren.

Der eigentliche Inhalt der Geschichte des 19. Jahrhunderts ist nun der, daß sich eine Reihe neuer Weltmächte gegen England durchsetzte: Frankreich, das aber von der überlegenen englischen Politik ganz in ihr Schlepptau genommen wurde, Rußland, das eine erste Demütigung im Krimkrieg und eine zweite im japanischen Krieg durch Englands Hand erfuhr, das Deutsche Reich und die Vereinigten Staaten. Die weltpolitische Frage ist heute die: wird es dem Deutschen Reich gelingen, gegen die allesumfassende englische Weltmachtpolitik ein eigenes neues weltpolitisches Zentrum zu bilden, das Vorderasien u. Zentralafrika mit dem erweiterten Mitteleuropa verbindet und die neuen Randstaaten des europäischen Ostens angliedert? England ist seinerseits ja am Werk, neue Stapfen zu bilden, zu bilden; irren wir nicht, so liegt die Hauptgefahr für England neben der Gegnerschaft des Deutschen Reiches heute in der konkurrierenden Freundschaft der Vereinigten Staaten. Die amerikanische Weltmacht ist seinerzeit eine englische Kolonie gewesen, die sich unter schweren Kämpfen von dem Mutterlande losgerissen hat. Seitdem ist sie über den ganzen amerikanischen Kontinent gewachsen und droht nunmehr, das alte Mutterland zu wirtschaftlicher Abhängigkeit zu bringen. In Amerika erwacht gegenwärtig eine Kriegsmacht und eine Wirtschaftsmacht von unüberschaubaren Abmessungen. Das Schlagwort der unbegrenzten Möglichkeiten trifft

Der heutige amtliche General- und Admiralsstabsbericht.

Großes Hauptquartier, 30. Mai. Westlicher Kriegsschauplatz. An den Kampfzonen zwischen Oser und Dife nahm die Gesehtstätigkeit vielfach zu. Dertliche Infanteriegefechte. Der Angriff der Kampfarmee des Kronprinzen schreitet siegreich vorwärts.

Nördlich der Aisne wurden im harten Kampf bei Crechy-au-Mont-Zuvigny und Cuffes Gelände gewonnen. Brandenburgische Truppen haben Soissons genommen. Südlich der Vesle brach die in der Bildung begriffene neue Front der Franzosen in den unaufhaltsamen Angriffen unserer Divisionen zusammen. Wir warfen den Feind nach hartnäckigem Widerstand bis über die Linien Blémontaire-Fere en Tardenois-Coulonges-Broillet-Brancourt zurück.

Die Forts der Nordwestfront von Reims sind gefallen. Der Nordteil von La Neuville und Betheny wurden genommen. Die Gefangenenanzahl ist auf über 35 000 gestiegen. Die Beute an Artillerie- und Kriegsmaterial ist gewaltig, Geschütze aller Art, bis zu Eisenbahngeschützen schwersten Kalibers, wurden erobert. Das türmische Vordringen unserer Angriffstruppen verwehrte dem Feinde, die im eroberten Gebiete aufgestapelten reichen Kriegsvorräte zurückzuführen. Große Bestände fielen in Soissons, Braisne und Piennes in unsere Hand. Ausgedehnte Munitionslager, Eisenbahnzüge, Lazarettanlagen mit zahlreichen Sanitätsausrichtungen kamen in unseren Besitz. Flughäfen mit fertigen Maschinen und Flugzeugmaterial wurden erbeutet.

Bei den Heeresgruppen von Gollwig und Herzog Albrecht von Württemberg lebte die Gesehtstätigkeit nur zeitweilig auf.

Unsere Flieger schossen in den letzten drei Tagen 38 feindliche Flugzeuge ab. Oberleutnant Berthold errang seinen 29. Luftsieg. Leutnant Roeth brachte

in einem Zuge von Dignuide bis südlich von Opern fünf feindliche Fesselballone brennend zum Absturz. Der Erste Generalquartiermeister. Ludendorff.

Die heutige U-Bootstrecke.

Berlin, 29. Mai. (Amtlich.) Unseren U-Booten fielen im Sperrgebiet um England wiederum 30 000 Br.-Reg.-T.

feindlichen Handelsschiffsräume zum Opfer. Davon entfielen allein 27 000 auf Rechnung des von Oberleutnant z. S. Fahig befehligten Bootes, das an der Westküste Englands, vorwiegend in der Irischen See und deren Zufahrtstraßen, sieben Dampfer und zwei Segler versenkte. Die Schiffe waren in der großen Mehrzahl englischer Nationalität, darunter vier tiefbeladene Dampfer von 5000 Br.-Reg.-T. und darüber. In den Ladungen hatten die Schiffe Vieh, Erz und Grubenholz für England und Stückgut für Amerika an Bord. Ein tiefbeladener englischer Dampfer wurde aus einem großen stark gesicherten einlaufenden Geleitzug herausgeschossen. Namentlich festgestellt wurde der englische bewaffnete Dampfer „Webera“, 5235 Br.-Reg.-T.

Der Chef des Admiralsstabes der Marine.

Berlin, 29. Mai. Die vor einigen Wochen im St. Georgskanal erfolgte Versenkung eines kleinen Seglers von 312 Br.-Reg.-T. läßt in mehrfacher Hinsicht interessante Schlüsse auf die durch den U-Bootkrieg hervorgerufene Frachtraumnot unserer Feinde zu. Dieses Segelschiff, ein Dreimastschoner, hatte 545 T. Wech geladen, das von Fleetwood bei Liverpool nach Cadix bestimmt war. Für die Ladung erhielt das Schiff eine Fracht von 75 000 Mark, die im voraus bezahlt war, also 165 M. für eine Tonne. Im Frieden bezahlte man höchstens 10 M. für die Tonne auf dieser kurzen Reise und entrichtete nur einen verhältnismäßig geringen Frachtworschuss, während die Hauptsumme erst nach Ablieferung der Ladung zu bezahlen gewesen wäre. Das Beispiel beweist treffend, wie drückend England die Schiffsraumnot empfindet und wie teuer es den Ueberseehandel entlohnen muß. Ferner geht daraus hervor, daß bei der Versenkung eines Schiffes nicht nur der Wert von Schiff und Ladung, sondern auch häufig die nicht unbedeutende Frachtsomme verloren ist.

auch zu auf militärischem Gebiete. England wird es sich ernstlich zu überlegen haben, ob es sich in den Strudel des amerikanischen Militarökonomismus hineinreißen lassen wird, oder ob es nicht doch Friedensmöglichkeiten verfolgt, die etwa bestehen sollten.

Man hat sehr richtig neuerdings darauf hingewiesen, daß England in früheren Jahrhunderten zwar immer sehr vorteilhafte Friedensschlüsse abgeschlossen hat, aber niemals solche, die den Namen eines Gewaltfriedens verdienen. Hierzu dürfte es diesmal, da seine militärische Niederlage offenkundig ist, wohl mehr als je Veranlassung haben.

Die neue siegreiche Schlacht.

Reserven sollen alles wieder gut machen. Franzosen und Engländer gestehen den deutschen Sieg am Demerweg und an der Aisne unter den üblichen Bemäntelungen zu; die offiziellen Berichte suchen die Bevölkerung damit zu trösten, daß die Reserven es

balb wieder gutmachen würden. Wie oft haben diese vielgerühmten Reserven schon helfen sollen, und wie selten waren sie zur Stelle! Wie viel ist überhaupt von ihnen noch übrig? Werden aus anderen Frontstellen Truppen fortgenommen, so entstehen dort Lücken, das weiß die Entente am besten. Dieser Reinsfall wird nicht der letzte sein. Paris ist bestürzt, London ingrimig, alle Erwartungen, die von der ganzen Welt aufgedaut wurden, sind in kürzester Frist in sich zusammengebrochen.

Mit Jubel haben unsere Truppen den Deutschen Kaiser, Hindenburg und Ludendorff begrüßt. „Jetzt geht's wieder los!“ Und unter den Augen des obersten Kriegsherrn sind dann die Kolonnen vorgegangen, ohne sich durch die Schwierigkeiten des Geländes und die Fähigkeit der Franzosen aufhalten zu lassen. Die Engländer waren überrannt worden, und die Verbündeten wurden schließlich aus dem Wege geworfen. Unvermutet kam ihnen allen der Angriff, und noch weit mehr der Regierung in Paris, die die deutsche Offensive zuerst überhaupt nicht für ernst nahm, bis sie an die volle Wirkung des deutschen Ansturmes glauben mußte. Daß die Zeitungen ihren Lesern sagen, mehr Terrain wurden den Deutschen nicht gewonnen, ist erklärlich. Das geschah stets, um den Eindruck des deutschen Erfolges abzumildern, bis die Bevölkerung am Ende doch die



Zwei Jahre Kriegsernährungsamt.

Es sind jetzt zwei Jahre her, seit das Kriegs-ernährungsamt durch eine Bundesratsverfügung ins Leben gerufen und dem Reichszentraler unterstellt wurde. Das Kriegsernährungsamt wird von einem Vorstand geleitet, der einschließlich des Vorsitzenden aus sieben bis neun Mitgliedern besteht. Der Vorsitzende führt die Amtsbezeichnung Präsident des Kriegsernährungsamts. Außerdem sind ein Beirat sowie die nötigen Beamten und Hilfskräfte vorgesehen.

Will man die Aufgaben, die dem Kriegs-ernährungsamt erwachsen, in ihrem ganzen Umfang erfassen, und will man sich über die Schwierigkeiten klar werden, die bei der Durchführung dieser Aufgaben zu überwinden sind, so muß man sich nur folgendes vor Augen halten: Deutschland ist ein Land, das sich seit langer Zeit nicht mehr selbst ernährte. Wenn auch durch rationelle Bewirtschaftung des Bodens und durch die Anwendung wissenschaftlicher Grundsätze auf die Landwirtschaft die Ertragsfähigkeit ständig stieg, so konnte die Einfuhr wichtiger Nahrungsmittel doch nicht entbehrt werden. Mit dem Kriege hörte diese Zufuhr plötzlich auf. Dazu kam, daß ein sehr großer Teil der Arbeitskräfte, die für die Bewirtschaftung des Bodens in Betracht kamen, eingezogen wurde. So konnte es nicht ausbleiben, daß ein Mangel an Nahrungsmitteln eintreten mußte. Hätte man nun die Dinge sich selbst überlassen, so wären die Preise für die knapper gewordenen Nahrungsmittel ins Unermessliche gestiegen. Nur die Reichen hätten sie erschwingen können und hätten natürlich möglichst viel aufgekauft, um ihr gewohntes Leben weiterführen zu können. Die Minderbemittelten aber hätten gedurft und gehungert, für sie hätte es überhaupt keine Nahrungsmittel gegeben.

So mußte also dafür gesorgt werden, daß einerseits die zur Verfügung stehenden Nahrungsmittel sowohl, wie die, die noch aus dem Ausland beschafft werden konnten, in ihrem ganzen Umfang erfasst, und daß sie andererseits gerecht verteilt wurden, daß jeder, ganz gleich, ob arm oder reich, ob hoch oder niedrig, den gleichen Anteil an ihnen erhielt. Es war ein Ausgleich zwischen Produzenten und Konsumenten zu schaffen, es waren aber auch noch zahlreiche besondere Punkte zu berücksichtigen, wie z. B. die Ernährung der Schwerarbeiter, die Erfassung von solchen Nährstoffen, die bisher für unsere Ernährung verloren gingen usw.

Die Aufgaben, die dem Kriegsernährungsamt erwachsen, waren aber dadurch noch erhöht, daß es in der Geschichte kein Beispiel gab, an das man sich anlehnen konnte. Es mußte — zum erstenmal in der

Geschichte der Völker — alles von Grund auf aufgebaut werden. Zum ersten Präsidenten des Kriegs-ernährungsamtes wurde Erzengel v. Batocki ernannt, dem eine Reihe hervorragender Männer zur Seite standen, von denen Generalmajor Gröner und der jetzige Unterstaatssekretär Dr. Müller wohl die bekanntesten sind.

Es wurde rasch eine Anzahl einschneidender Maßregeln getroffen, an die wir uns aber schnell gewöhnt haben und deren Wirkung uns heute zugute kommt. Diese Maßregeln bezogen sich auf die Hebung der Buttererzeugung und auf das Verbot der Verfütterung von Kartoffeln. Dann wurde die Bestandsaufnahme der zur Verfügung stehenden Lebensmittel vorbereitet und es wurde dafür gesorgt, daß vor allem die Großstädte und Industriebezirke so lange mit den vorhandenen Reserven an Nahrungsmitteln versehen wurden, bis die Wirkungen der in die Wege geleiteten Maßnahmen für sie fühlbar wurden. Es wurden also die Reserven an Hülsenfrüchten, Fett, Speck, Gefrierfleisch usw. den Großstädten zugeführt. Dann wurden Einrichtungen für Massenpeisungen getroffen, die Bewirtschaftung des Zuckers wurde in die Wege geleitet, für die Versorgung mit Fett und Fleisch wurden eigene Grundsätze aufgestellt, die Gemüse- und Obstversorgung wurde geregelt und eine besondere Preisgestaltung für sie vorgenommen. Dazu kamen Maßregeln zur Bekämpfung des Wuchers mit Lebensmitteln und des Kettenhandels und des weiteren solche, die sich auf die Erzeugung und Bewirtschaftung der Ackerfrüchte der bevorstehenden Ernte bezogen. Bedenkt man, daß alle diese Arbeiten, für die zum Teil recht umfangreiche Vorbereitungen nötig waren, innerhalb der verhältnismäßig kurzen Zeit von drei Monaten geleistet wurden, so muß man erkennen, daß sich gerade beim Kriegsernährungsamt das so viel gerühmte und von unseren Feinden so sehr gefürchtete Organisations-talent der Deutschen in vollem Maße bewährt.

Wenn es einst möglich sein wird, die Tätigkeit des Kriegsernährungsamts in ihrem vollen Umfang zu überblicken, dann wird die Welt erkennen, daß hier eine geradezu gigantische Aufgabe zum erstenmal in geradezu einzig dastehender Weise gelöst wurde. Dann wird uns, losgelöst von den Einzelfragen des Tages, das Große seiner Leistung entgegenstreuen, das darin besteht, daß es möglich war, 70 Millionen von aller Welt abgeschnittene Menschen jahrelang unter den schwierigsten, unter noch nie dagewesenen Umständen zu ernähren und dadurch die Pläne unserer Feinde zu zunichte zu machen und Deutschland zum Siege zu führen. Diese Aufgabe hat das Kriegs-ernährungsamt gelöst und sich damit den Dank des deutschen Volkes verdient.

Aus Stadt und Kreis.

Waldenburg, 30. Mai 1918.

Erstgetränke.

Nachdem die Zufuhr ausländischer Tees aufgehört hat, ist man sich plötzlich der Schätze unserer Heimat bewusst geworden und hat eine ganze Anzahl von Pflanzen gefunden, aus denen sich Tee bereiten läßt. Welcher Tee von den in so reichlicher Menge zur Verfügung stehenden Arten schmeckt nun am besten? Die Kostproben haben ergeben, daß der aus den Blättern der Erdbeere hergestellte Tee den meisten Anklang fand, so daß wir also diesen als den allerbesten deutschen Tee ansprechen dürfen. Der nächstbeste war ein Tee, der zu je einem Drittel aus Erdbeere-, Himbeer- und Brombeerkütern bestand. Will man den Geschmack derartiger einheimischer Tees noch korrigieren, so stehen uns hierzu verschiedene Hilfsmittel zu Gebote. Man darf nur etwas Waldmeister, Lindenblüte, Pfefferminz usw. zusetzen.

Die Frage des besten Tees legt natürlich auch die des besten Kaffees nahe. Auch hierüber hat man, nachdem im Anfang ein vielfaches Herumprobieren mit einheimischen Pflanzen stattgefunden hatte, nunmehr bis zu einem gewissen Grade ein abschließendes Urteil gewonnen. Ein Kaffee, der nach dem Rösten und Mahlen in bezug auf Aroma und Geschmack dem ausländischen Kaffee am nächsten kommt, ja, dessen Geruch von dem des ausländischen Produktes kaum zu unterscheiden ist, läßt sich aus den Früchten des Weißdorns gewinnen, der ja an zahlreichen Orten wächst und in Form von Stöcken zur Umgrenzung von Grundstücken in so außerordentlichen Mengen gepflanzt wird. Man nennt sie im Volksmund vielfach „Rohbeeren“. Von anderen Früchten lassen sie sich leicht dadurch unterscheiden, daß sie einen großen, sehr harten Kern haben. Die gesammelten reifen Früchte bilden nach dem Trocknen das Ausgangsmaterial zur Herstellung des eben erwähnten vorzüglichen Kaffees. Dieser Kaffee wird bereits im Großen von der „Kriegsgesellschaft für Kaffee-Ertrag“ hergestellt, die im Deutschen Reich bereits an 40 000 Sammelstellen für Weißdornfrüchte errichtet hat. Die Kriegsgesellschaft zahlt für das kilo lufttrockener Früchte einen Sammellohn von 20 Pfg.

Im übrigen gibt es aber außer dem Weißdornkaffee noch zahlreiche andere Arten, die zum Teil schon im Frieden viel gebraucht wurden, war doch der Statistik zufolge der Verbrauch ausländischer Kaffees bereits vor dem Kriege aus verschiedenen Gründen in ziemlichlicher Abnahme begriffen. Viele dieser Rohprodukte zur Herstellung eines einheimischen Kaffees verwendet man jetzt besser zur Gewinnung von Zucker, Öl, Futtermitteln usw. usw., wie z. B. die Kunkelrüben, die Futtererbsen, Gerste, Roggen und Mais. Es gibt aber genug andere Früchte, aus denen man durch Trocknen,

Rasmussens Rückkehr.

Der dänische Polarforscher Knud Rasmussen ist wohlbehalten nach mehr als einjähriger Abwesenheit mit dem Geologen Lauge Koch von seiner zweiten, der sogenannten Thule-Expedition, in Kopenhagen eingetroffen, während die beiden anderen Begleiter, der Eskimo Hendrik Olsen und der schwedische Botaniker Dr. Wulff, ihr Leben dabei eingebüßt haben. Die Expedition, die wie Rasmussens Reise 1912 von Thule (North Star Bay) schwedische Westküste ausging, sollte im wesentlichen der Aufnahme der grönländischen Nordküste zwischen 60 und 40 Gr. w. L. und 31 — 33 Gr. n. Br., also dem Gebiet westlich von Peary-Land, dienen, und konnte, allerdings unter außerordentlichen Mühen und großen Opfern, feststellen, daß viele der bisherigen amerikanischen Annahmen (Peary, Lockwood, Greely usw.) falsch waren. Wo bisher schneebedecktes Gebiet angenommen wurde, fand sich Inlandeis und umgekehrt. Diese Irrtümer verschuldeten auch den tragischen Verlauf der Expedition, die als Jagdexpedition angelegt war, aber eben — da sich das nötige Wild nicht an der erforderlichen Stelle fand — als solche nicht durchgeführt werden konnte.

Die Ausbeute an Jagdwild war zur kritischen Zeit gering, die Forscher mußten nach und nach die Schlittenhunde abschichten, um sich selbst und die überlebenden Tiere damit zu ernähren, und auf der Rücktour nach dem Meisen bestand die Tagesration aus je einer Tasse Hafersuppe morgens und abends und einer Tasse Tee zu Mittag. Hendrik Olsen verschwand eines Tages spurlos auf der Jagd, man vermutet entweder durch Fehlschuß von eigener Hand oder durch einen Unfall, Absturz oder Ertrinken.

Erschütternd wirkt Rasmussens Bericht über Wulffs Ende, weil dieser es sozusagen aus eigenem Willen und bei klarem Bewußtsein über sich selbst verhängte. Während Rasmussen auf dem erwähnten Rückzuge vorausmarschiert war, um den entkräfteten Hilfen zu bringen, folgten Koch mit zwei der besten Eskimos und der völlig entkräftete Wulff in langsamem Tempo nach; die wiederholten Wanderungen durch eisiges Wasser, die kalten Nächte und die ungenügende Ernährung hatten ihn so geschwächt, daß er bald hat, ihn zurückzulassen. Trotzdem schleppte

man ihn noch ein Stück mit, dann aber weigerte er sich, weiter zu folgen, obwohl er ebenso gut wie die andern wußte, daß jeder Schritt ihn Menschen und damit der Rettung näher brachte. Er war so erschöpft und hatte jede Lust verloren, etwas zu essen, ja, konnte nicht einmal mehr den Anblick von Hasen ertragen, die den andern als Nahrung dienten. Schließlich bat er, um etwas Wärme zu bekommen, um gekochtes Wasser und ließ durch Koch einige Briefe schreiben, an seine Eltern, seine Tochter und an Knud Rasmussen, sowie einen botanischen Bericht.

Ganz klar und ruhig erfuhr er die andern, weiter zu ziehen und ihn zurückzulassen. Er glaubte zwei Tage mit Trinkwasser ruhig liegen bleiben zu können. Wenn die andern bis dahin Kenntniserfahrungen finden würden, sollten sie wieder zu ihm umkehren. Leider ließen die Umstände — eigene Ermattung, ungünstige Jagd und schließlich Nebel — die Davonziehenden erst nach 7 Tagen Kenntniserfahrungen finden, so daß sie Wulff nicht mehr am Leben treffen konnten. Er wurde auch von einer späteren Hilfsexpedition aus Etah nicht mehr aufgefunden.

Sein Abschiedsbrief an Rasmussen lautet:

„Lieber Knud Rasmussen, der beständige Hunger und die Strapazen des Sommers und der fast völlige Nahrungsmangel der letzten Tage haben nun meine Körperkräfte derartig herabgesetzt, daß ich — mit Aufgebot meiner gesamten Willensstärke — nicht imstande bin, Koch und den Eskimos weiter zu folgen. Da ihre Rettung davon abhängig ist, daß sie sobald wie möglich in bessere Jagdgebiete kommen, so beschwert es nur die Gesellschaft, wenn ich mich weiter mit-schleppe. Mit voller Gemütsruhe sage ich daher Lebewohl und danke für gute Kameradschaft während der Expedition — und hoffe, daß Ihr Euch selbst und die Ergebnisse rettet.“

Die erste deutsche Fahne in Riga.

Ein Gedenkstück im Rigaer Domnmuseum.

Neben vielen wertvollen Dokumenten zur politischen und Kulturgeschichte der Ostseegäule und löstlichen Schöpfungen baltischen Kunstfleißes besitzt das Domnmuseum zu Riga auch ein ganz eigenartiges

Gedenkstück aus allernuester Zeit, dem mit Recht ein Ehrenplatz in den Schaukämmen angewiesen worden ist: die erste deutsche Fahne, die zur Begrüßung der Befreier in Riga entfaltet worden ist. Das ist ein Kunstwerk ungewöhnlicher Art und hat seine heiter-rührende Geschichte. Am 1. September 1917 hatten die deutschen Batterien, Einlaß heischend, an die Pforten Rigas geklopft, in den ersten Morgenstunden des 3. September gewannen die von den Bolschewisten mit allgemeiner Niedermegung bedrohten deutschen Bürger die beglückende Gewißheit, daß binnen kürzester Frist der letzte russische Krieger aus der Stadt entwichen sein werde und daß jeden Augenblick die ersten deutschen Soldaten zu erwarten seien. Im Pfarrhause der Nikolai-Kirche hatte der Pfarrer Burhard ein Häuflein seiner Pfarrkinder, zumeist Frauen und Kinder, um sich versammelt, die, von Todesangst und froher Hoffnung hin und her geworfen, die furchtbare Nacht in gemeinsamem Gebet verbracht hatten. Als nun der Morgen und mit ihm die frohe Botschaft vom Nahen der Befreier auch ins Pfarrhaus kam, regte sich sofort der Wunsch, durch Entfaltung einer Fahne in den deutschen Farben die Freude zu bekunden, mit der die treuen Deutschen von Riga die selbigen Volks-genossen begrüßten. Aber in ganz Riga gab es keine schwarz-weiß-rote Fahne —, noch wenige Stunden vorher war der Besitz der kleinsten Schleife, selbst wenn einer Fahne, in diesen Farben mit schwerster Lebensgefahr verbunden. „Dann müssen wir eben eine deutsche Fahne rasch herstellen!“ hieß es. Aber woher das Material nehmen? „Für den schwarzen Streifen gebe ich meinen Amtsstroh her!“ rief kurz entschlossen der Pfarrer. „Und für den weißen stüfte ich ein Bettlaken!“ eiferte Frau Pfarrer ihm nach. Woher aber Stoff zum roten Streifen? Allgemeines Nachdenken. „Heureka! Ich hab's!“ ruft endlich einer der anwesenden Herren, „sehen Sie da auf dem Kirchhof die rote Bolschewistenfahne? Die muß herunter und den dritten Streifen hergeben!“ Gesagt, getan. In fieberhafter Eile wurden die Stoffstreifen zurechtgeschnitten und mit hastiger Nadel zusammengenaht, und als dann die ersten deutschen Soldaten anrückten, grüßte sie vom Pfarrhause von St. Nikolai die erste Fahne in den Reichsfarben, die jetzt zum dauernden Gedächtnis dieser großen Stunde im Domnmuseum aufbewahrt wird.

Gebirgs-Blüten.

Unterhaltungs-Beiblatt zum „Waldenburger Wochenblatt“.

Nr. 124.

Waldenburg, den 31. Mai 1918.

Bd. XXXV.

„O du Jungfer Königin.“

Original-Roman von G. Courths-Mahler.
Nachdruck verboten.

(37. Fortsetzung.)

Aber Harry war jetzt nicht instande, sich mit ihm zu unterhalten. Er wußte eine Weile nicht, was er tun sollte. Daß sich ihm nun wieder eine Störung in den Weg stellte, die ihn hinderte, mit Maria ins reine zu kommen, machte ihn wütend. Und doch mußte er sich beherrschen.

Ob Herr von Dornau gehört hatte, was er mit Maria sprach? Aber das konnte wohl nicht sein. Sonst wäre er sicher diskret weitergegangen. Oder — hatte er am Ende selber Absichten auf die schöne Stütze? Hatte er sie vielleicht schon öfters gesehen? Lauerte er ihr am Ende hier auf?

Er starrte bei diesem Gedanken. War Maria vielleicht deshalb so spröde, weil auch Herr von Dornau um ihre Gunst warb? Wog sie vielleicht noch ab, wer von ihnen beiden ihr die meisten Vorteile bot? Ja — in Herrn von Dornaus Augen glühte entschieden etwas wie Eifersucht.

Teufel! Da hieß es, sich doppelt beeilen, um dem Nebenbuhler den Rang abzulaufen.

Momentan war freilich nichts zu machen. Es war vielleicht das Klügste, wenn er sich jetzt den Anschein gab, als habe er einen anderen Weg vor, um dann wieder mit Maria zusammenzutreffen.

Ob Maria gar schon mit dem Sudnitzer einig war und sich mit diesem hier verabredet hatte? Aber nein, das konnte und wollte er nicht glauben. Auf keinen Fall durfte der Sudnitzer den Sieg davontragen. Das neue Hindernis spornete Harry noch mehr an, und er nahm sich vor, um jeden Preis heute noch ein Einvernehmen mit Maria zu erzielen. Jetzt mußte er freilich weichen.

„Ich gehe nicht nach Hause, Herr von Dornau, sondern nach Freientwalde hinüber, um meine Braut zu besuchen“, sagte er und verabschiedete sich eilig. Schnell schlug er den Weg ein, der nach Freientwalde führte. Aber er hatte die Absicht, diesen Weg nur scheinbar einzuschlagen und später wieder zu Maria zu stoßen, wenn sie allein war.

Maria hatte sich inzwischen mühsam gefaszt und war weitergegangen. Hans von Dornau blieb eine Weile stehen und sah Harry nach, bis er verschwunden war. Dann erst eilte er hinter Maria her.

Als er sie erreicht hatte, sah er, daß ihr lautlos große Tränen über die Wangen rollten. Er trat vor sie hin, so daß sie nicht mehr weitergehen konnte.

„Maria — geben Sie mir doch ein Recht, diesen elenden Duden zu züchtigen, Sie zu beschützen“, stieß er, außer sich, hervor.

Sie vermochte nicht zu antworten. Das lautlose Weinen schüttelte sie.

Er atmete tief und schwer.

„Weinen Sie nicht — ich kann Sie nicht weinen sehen! Sie sind mir neulich dabongelaufen, Maria, ehe ich aussprechen konnte, was ich auf dem Herzen habe. Ich hatte mir auch vorgenommen, Ihnen erst Zeit zu lassen, wollte einen passenderen Zeitpunkt erwarten. Aber jetzt kann ich nicht mehr warten. Mit eigenen Augen und Ohren habe ich mich überzeugen müssen, wie ein Frechling Sie belästigte. Und ich durfte ihn nicht dafür züchtigen. Maria — quälen Sie mich doch nicht so namenlos mit meiner Angst und Sorge um Sie! Ich bete Sie an, Maria, liebe Sie, mit aller Inbrunst eines gereiften Mannes. Und ich glaube, in Ihren Augen gelesen zu haben, daß Sie mir gut sind. Denken Sie nicht, daß ich mich in leichtfertiger Absicht zu Ihnen dränge. Ich nahe mich Ihnen in Liebe und Verehrung und bitte Sie innig — werden Sie meine Frau! Geben Sie mir ein Recht, Sie zu beschützen, ihr Leben licht und schön zu gestalten. Es soll mein Lebenszweck sein, Sie glücklich zu machen. Reichen Sie mir Ihre Hand und machen Sie mich damit glücklich.“

So sagte er in tiefster Erregung und mit großer Innigkeit.

Sie sah ihn an mit einem Blick, der ihn namenlos erschütterte. Ihre Arme fielen schlaff herab, und ihr Antlitz war bleich wie das einer Sterbenden.

„Herr von Dornau — ich — ach, mein Gott, — was soll ich Ihnen erwidern? Ich bin so namenlos erschütterter — verzeihen Sie mir, daß ich zurückweisen muß, was Sie mir so großherzig bieten — aber — ich muß es tun.“

„Warum müssen Sie, Maria? Haben Sie mich nicht lieb — kann ich mir Ihre Liebe nicht erringen?“

Ein Leuchten brach aus ihren Augen, vor dem er erbehte.

„Ich will nicht lügen, Herr von Dornau. Auf Ihre ehrliche Werbung sollen Sie eine ehrliche Antwort haben. Ja — ich liebe Sie — wie nur eine Frau einen Mann lieben kann, der

„Schneidig, wie, was, Kusinchen?“

Und Fährlich Egon von Dannenberg zupft an den leimenden Härchen seines künftigen Schnurrbarts, daß ihm Kusine Ella angstvoll in die Arme fällt.

„Egon — ich bitte Dich — keine Gewalt —“ Und dabei lachte sie so schelmisch: „Abwarten und dann Tee trinken.“ Und sie tätschelt ihm wohlwollend die rote Wange. — „Weißt Du, später, wenn Du einmal einen Schnurrbart hast, gewaltig — stolz — na so einen, wie der Oberleutnant von Kreschwitz, weißt Du, Egon — dann —“

Und Kusin Egon drückt die Kenglein ein, wie ein verliebter Vater — „So ein süßes Patzschhändchen.“ Er hascht darnach, aber sie wich ihm behend aus, und weg war sie.

„Na, dann später mal“, brummte Egon und stolzierte „seinen Gemächern“ zu.

Aber nett war sie doch gewesen, das Kusinchen, riesig nett. — Und die Aussichten. — Er war ja auch kein Sohn armer Eltern — und seine Ella schätzte man so rund auf eine Million Gummchen. — Donnerwetter, das gab mal ein feudales Leben zu zweien — daraufhin ließ sich heute noch was leisten.

„Frit, rasch, ne Pulle vom feinsten, und etliche Leichte.“

Und dann — träumen, träumen von der Zukunft.

Examen tabellos — Bart gewachsen. — Wir sind ein schneidiger Kerl — Paradeuniform — feierliche Werbung — holbes Erröten — obligater Segen und Nührung der Herren Eltern — Verlobungsmahl bei den Kameraden — Ellachen ist die Krone — Glockenklang und Orgelschall — Segen des Priesters — Kommandierender höchstselbst Trauzuge — gratuliert Eltern und Schwiegereltern zu tüchtigem Offizier mit glänzender Aussicht — Hochzeitsreise nach dem Orient — Pyramiden und Sphinx — Schwimmen in Wonne — Seimkehr — Salutshüsse — Hochrufe.

Fährlich Egon erwacht — Donnerjettchen, gar eingeschlafen. — Ein Kubert auf dem Tische?

„Frit, was ist das?“

„Zu Befehl, Herr Fährlich, soeben abgegeben.“

Fährlich Egon klemmt das Monokel ein. „Wa—st?“

Ella von Hochdorf
Oberleutnant von Kreschwitz
Verlobte.

„Nein, so ein Schlangel!“

Erst als der Morgen dämmerte, schlief er ein — Ruhelos war er in seiner engen Zelle auf- und abgewandert. Alles, alles, was geschehen, zog noch einmal an seiner Seele vorüber, Kindheit und Jugend, Sorge und Arbeit, Glück und Elend, Verbrechen und Verzweiflung.

Jawohl, ein Verbrecher war er geworden — an dem Eigentum des Mannes, der ihm ganz vertrittete, hatte er sich vergriffen. Im Strudel des Lebens, in frivoler Großmannsjucht hatte er verprakt, was ihm dieser gegeben. Und nun — ehrlos und namenlos — und die nagende, bohrende Reue —

Er biß die Zähne zusammen in ohnmächtiger Wut. Nur nicht mehr denken müssen — nur nicht dessen gedenken, was seiner wartet —

Gellend lachte er auf. — Früher, Jawohl, da hatte er selbst mit verächtlichem Mitleid auf die sonderbaren Gestalten in dem gleichförmigen Grau der Sträflingskleider gesehen, er hatte auch daran gedacht, wie öde das Leben hinter den Gitterfenstern sein mußte —

„Ach was, das kümmerte ihn doch nicht. — Es war ja alles nur ein böser Spuk gewesen — überhöhte Phantasie. Er war ein ehrlicher Mensch. Der Staatsanwalt selbst hatte ihm bedauernd die Hand geschüttelt und ihn zu seiner Freisprechung beglückwünscht.“

Und drunten stand sein Weib — mit seinem Kinde — da standen seine Freunde. — Und sie hing an seinem Halse — und man drückte ihm die Hände — wie ein Sieger zog er davon —

Frei, schuldlos — an der Schwelle eines neuen Lebens — neuer Arbeit und strenger Selbstzucht — Gewarnt hatte ihn Gott und nun —

Das Rechten einer Eire schreckte ihn auf aus seinem Schlummer. — Albarmherziger — da standen sie, kalt, teilnahmslos. —

„Es ist Zeit“, sagte der Mann dort mit dem finsternen Gesicht.

„Zeit“, schreit er auf in wilder Verzweiflung, „für das Zuchthaus.“

„Die Leute sagen, man sterbe nicht am gebrochenen Herzen. — Aber auch nicht an verräterischer Liebe?“

Die Kranke, die das flüsternd frag, lehnte den Kopf müde zurück.

„Ich möchte schlafen, Mutter“, sagte sie.

Und die Augenlider sanken herab auf das bleiche abgekehrte Gesichtchen. Es war so totensstill im Zimmer. Und der armen Mutter, die am Lager ihres Kindes saß, wars so traurig ums Herz.

Ach es war die ewig alte und ewig neue Geschichte. Es war das alte Lied von Treue und — von Vergessen.

Wie ein helles Lächeln ging über des Mädchens Gesicht.

Jawohl sie träumte, träumte von vergangenen Zeiten, und im Schlummer flüsteren ihre Lippen ein altes Lied:

Und wenn mein Schatz mir nur wiederkehrt,
Wie will ich ihn küssen und Herzen;
Vergessen ist dann, daß ich um ihn mich verzehrt,
In sehrender Liebe Schmerzen.“

Die alte Frau weinte leise vor sich hin —

„In — sehrender — Liebe — Schmerzen —“
Klang nochmals leise, flüsternd von den Lippen der Träumenden. Und ein Glanz wie der der Ewigkeit lag auf dem Gesicht ihres Kindes —

Und die Hände so kalt — so kalt.

Ram der letzte Strahl der Sonne, sie zu grüßen?
Drüben hinter den Höhen bligte es auf — und es schossen rote Strahlen empor, und in des Abends Stille hinein Klang es wie helles frohes Glockengeläute.

Aber ein kühler Hauch ging durchs Zimmer, ein Hauch, der wie Eiskälte durch die Glieder drang.

Und noch einmal öffneten sich die Lippen der Sterbenden, im Traume, im seligen Traume vom Tode:

„Dann will ich ihn — küssen — und“
Und der Traum war ausgeträumt.

Tagekalender.

31. Mai.

1750: * Frhr. v. Hardenberg († 1822). 1773: * Ludwig Tieck in Berlin († 1853). 1809: † Joseph Haydn in Wien (* 1732). 1872: † der Schriftsteller Friedrich Gerstäcker (* 1816). 1902: der Friede zu Vretoria beendet den Südafrikanischen Krieg.

ihr das Höchste und Beste scheint. Ich habe Sie schon geliebt, seit ich Sie vor Jahren zuerst gesehen, und in meinem Herzen wohnt nur Ihr Bild allein. Aber ich kann Ihre Frau nicht werden, es ist eine so große Kluft zwischen uns.“

Er atmete erleichtert auf. Seine Augen strahlten.

„Ach — ist es nur das, was Sie trennend zwischen uns schieben wollen, Maria? Das sind doch Neckerlichkeiten — kleinliche Bedenken, die Sie gar nicht haben dürften. Was gilt es mir, ob Sie eine hochgeborene Dame sind oder ein hochgefinntes Weib aus dem Volke, das sich ehrlich sein Brot verdient. Sie sind mir lieb und wert so wie Sie sind. Für mich gibt es kein Weib, das ich höher stelle als Sie. Ich habe keinerlei Rücksichten zu nehmen. Mein einziger Verwandter, der Bruder meiner Mutter, billigt meine Wahl. Sonst frage ich nach nichts. Daß Sie mich lieben, macht mich unsagbar glücklich. Werden Sie mein geliebtes Weib, Maria!“

Mit diesen Worten wollte er sie umfassen und in seine Arme ziehen. Aber sie wich mit einem qualvollen, versteinerten Gesicht von ihm zurück.

„Haben Sie Erbarmen“, stieß sie heiser und außer sich hervor, „dringen Sie nicht weiter in mich. Fragen und forschen Sie nicht weiter. Es kann, es darf nicht sein, daß ich Ihre Frau werde.“

Er trat ihr einen Schritt näher. Groß und brennend ruhten seine Augen auf ihr.

„Maria — dann gibt es nur eins — ein anderer Mann hat ein Recht an Sie“, fragte er erbebend.

Sie schüttelte traurig den Kopf.

„Nein — niemand hat ein Recht an mich — nie hat ein anderer Mann mir nahegestanden. Mein Herz und meine Hand waren frei, bis ich Sie sah. Aber wenn ich auch sterben müßte an meiner Liebe — ich dürfte Ihnen nicht angehören. Ein schweres, unheilvolles Verhängnis liegt über mir und trennt uns für alle Zeit.“

„Was ist das für ein Verhängnis?“ fragte er außer sich.

Sie schloß die Augen.

„Fragen Sie mich nicht. Ich darf nicht die Frau eines ehrlichen Mannes werden. Daran lassen Sie sich genügen.“

Er zuckte zusammen.

„Maria — was ist es, was uns trennt? Es gibt nur eins, was ich als Hindernis anerkennen würde — daß Sie nicht rein und unschuldig vor mir stehen. Und das glaube ich nicht.“

Sie sah ihn an mit einem wehen, verzweifelten Blick.

„Nein — nicht eine Schuld trennt uns. Ich habe nichts getan in meinem Leben, dessen ich mich zu schämen hätte. Aber dennoch lastet ein

Verhängnis auf mir. Ich kann es nicht in Worte fassen und flehe Sie an — überlassen Sie mich meinem Schicksal. Lassen Sie mich meine Strafe ziehen. Ich muß sie einsam gehen, damit ich nicht Leid bringe über die, die mich lieben — Leid und Unheil.“

Er faßte ihre Hand.

„Maria — so dürfen Sie mich nicht von sich weisen. Sagen Sie mir alles. Lassen Sie mich doch selbst entscheiden, ob ich das Hindernis zwischen uns anerkenne. Haben Sie kein Vertrauen zu mir?“

Ihre Augen leuchteten trotz Schmerz und Trauer wie zwei Sonnen in die seinen.

„O doch! Soviel Vertrauen wie zu keinem anderen Menschen. Aber das, was uns trennt, kann ich Ihnen nicht anvertrauen, will es auch nicht, nicht meinertwegen und nicht Ihrewegen. Es ist auch besser für Sie, wenn Sie nie erfahren, was mich drückt. Bitte — dringen Sie nicht weiter in mich!“

Ganz verzweifelt stieß sie die letzten Worte hervor, und er sah, wie sie elend war, wie sie zitterte vor unterdrückter Erregung. Er sagte sich, daß er jetzt nicht weiter in sie dringen durfte. Der Zufall konnte jemand hier vorüberführen, und Maria dürfte so in seiner Gesellschaft nicht gesehen werden.

Voll Liebe und Erbarmen sah er sie an. Er dachte, daß er zu seinem Onkel gehen müsse, um ihm zu sagen, wie es um ihn und Maria stand. Dann brach dieser vielleicht doch sein Schweigen und gab ihm Klarheit über alles, was Maria betraf.

Arme Maria — wie Sie sich quälten! Kränlein Hilbe hat recht. Sie sind die arme, unterdrückte Gänsemaad im Märchen und quälten sich sicher mit der Schuld anderer Menschen herum. Wenn ich Sie doch auch bitten dürfte, wie der alte König die Gänsemaad, sie möchten Ihr Leid einem Ofen Haagen, und könnte mich dann verstopfen und zuhören. Dann könnte ich sicher Ihnen und auch mir helfen.“

Maria schüttelte trostlos den Kopf.

„Nein, es gibt keine Hilfe für uns, glauben Sie es mir. Wie würde ich sonst Sie und mich quälten? Meinen Sie, daß es so leicht für mich ist, auf ein Glück zu verzichten, wie Sie es mir bieten?“ sagte sie tonlos, mit einem erschütternden Ausdruck.

Er seufzte tief auf.

„Ich muß mich jetzt befehlen, Maria. Aber glauben Sie nicht, daß ich endgültig auf Sie verzichte. Ich hoffe, Sie werden mir, wenn Sie erst zur Ruhe kommen, doch noch anvertrauen, was zwischen uns liegt, und werden mich dann entscheiden lassen. Wenn Sie es nicht aussprechen mögen — können Sie es mir nicht schreiben?“

Sie krampfte die Hände zusammen und schüttelte trostlos den Kopf.

„Ich will nicht — und ich kann nicht. Lassen Sie mich!“

Mit schmerzlicher Innigkeit sah er sie an.

„Ich kann und will auch nicht die Hoffnung aufgeben, Sie mir dennoch zu erringen, Maria. Sie lieben mich — ich liebe Sie. Sie sind rein und schuldlos und gehören keinem anderen Manne. Also kann es zwischen uns kein Hindernis geben, das sich nicht besiegen läßt. Aber jetzt werden Sie erst ruhig, ich will nicht weiter in Sie dringen.“

Mit einem unbeschreiblichen Blick sah er sie an. Und dann reichte sie ihm impulsiv die Hand.

„Lassen Sie mich Ihnen danken für jedes gute Wort, für Ihre Liebe, für alles Gute, was Sie mir getan. Mein Leben ist trotz alledem reich geworden durch Sie. Daß Sie Ihrer Liebe Worte geben, daß Sie mich an Ihre Seite stellen wollten, das wird nun wie ein Sonnenstrahl auf meinem Leben liegen. Ich kann nun nie mehr ganz arm werden. Leben Sie wohl!“

Er zog ihre Hand an seine Lippen. Mit heißer Innigkeit küßte er diese feste, kleine Hand, die sich trotz aller Arbeit ihre Schönheit bewahrt hatte.

„Nicht Lebwohl sage ich Ihnen, Maria, sondern auf Wiedersehen! Und jetzt gestatten Sie mir, daß ich Sie vollends durch den Wald begleite, damit Sie nicht nochmals einer unliebsamen Begegnung ausgesetzt sind. Der Gedanke, daß ich Sie nicht mit Verechtigung davor schützen kann, ist mir so schmerzlich und quälend. Sie müssen fort von Kroned, Maria!“

Die letzten Worte stieß er erregt hervor.

„Ja, sobald als möglich. Ich weiß, daß meines Bleibens hier nicht mehr ist“, erwiderte sie, sich mühsam fassend.

Seite an Seite gingen sie weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Träume.

Bilder von G. Friedrich.

Schluß von vorigen.

„Sie dürfen mir diesmal ausnahmsweise glauben“, sagte der Oberförster, „denn's war eine ernste Geschichte. — Den ganzen Tag streifen wir da broben rum nach dem Kerl. Er mußte uns vor das Rohr, es ging nicht länger so fort. Den ganzen Wildstand schoß er uns weg, der Kohlenfranzl. Aber Sie wissen, die Nürnberger hängen keinen. — Also wir waren oibmüde, der Stefan und ich — der war nicht zu zähmen in seinem Eifer. 's galt ja seine Zukunft. Wenn wir den Burschen fingen — meinetwegen, dann sollte er Förster und meine Genzi Försterin werden — das wollt ich schon machen. Aber erst den Kohlenfranzl her. Und so ging die Suche an. Der Kerl führte uns reinweg an der Nase herum. Abgehört waren wir wie die Schweifhunde, als wir abends an unsere Hütte kamen. Alsdann noch ein Schlud Englan, ein Wissen Geselesies — dann rein ins Heu. — Aber da stand ja mit einemmal im Mondlicht der Kerl vor dem Stefan — dort hinter der Eiche. Er grinste mit höhnischem Lachen.

— „Schmeiß Dein Stußen weg“, ruft der Stefan, und legt sein Gewehr an. — „I mog net“, höhnt der Franzl — „nimm di in acht, Stefan, bist no la Hochzeiter.“ — Da wird der Stefan wild: „No a mol sag i den Stußen weg, oder“ — Der Franzl grinst nur und legt von neuem an. — „Laß gut sein“, zischte er, „Stefan, an mi kommt net, so wahr i der Kohlenfranzl bin.“

Das war dem Stefan zu viel. Mit einem Schrei wie ein Hirsch wirft er sein Gewehr weg und stürzt auf den Franzl. Und wie die Eber ringen die zwei. Aber der Franzl ist eben leider der Stärkere. Auf dem Stefan kniet er, sein Gesicht ist verzerrt, seine Augen blutunterlaufen. Und er lacht laut auf und dann senkt er sein Messer in des Stefans Herz.

Und der lag neben mir am Morgen, kalt und tot. Der Schreck ob dem Traum hatte ihn getötet. Die Genzi ist heut noch ledig —

„Entsetzlich“, sagte der eine der Zuhörer, und der Schrecken machte ihn ganz bleich.

Der Herr Oberförster stopft seine Pfeife und schweiget. Die anderen aber lachen, daß die Wände gittern.

Dachbar — als ob Erzellenzen auch noch träumten. Aber Durchlaucht hatten das Träumen Sie gut, liebe Erzellenz“ mit solch malitiossem und bedeutsamem Lächeln gesagt, und Durchlaucht konnten in der Lat spöttisch, sogar sehr spöttisch sein.

Und nun zergrübelte sich der alte Herr, bieweile ihm sein Diener aus der Galaniform half, den müden Kopf nach dem dunklen Sinn dieser Worte.

Ach du lieber Gott, träumen. Wenn man vierzig Jahre sich in Hofdiensten den Rücken krummgebogen, wenn man sich hatte hin- und herschieben lassen und dabei doch noch Erzellenz geworden war — nein, dann träumte man nicht mehr.

Und der alte Herr behnte sich in seinen Rissen und schlief sanft den Schla' derer, die man die Gerechten nennt. — Aber nicht lange, da stand er schon wieder vor Durchlaucht, und der junge Herr sah ihn halb mittelbig, halb spöttisch an.

„Etwas alt und klapprig, lieber Hofmarschall“, schnarrte er, „haben wohl Ruhe nötig, wie, was? Waren beim gestrigen Hofball etwas zerstreut, nahm's Ihnen nicht übel — nach so langen Jahren —“

„Aber Durchlaucht“, die Stimme des alten Herrn zitterte, „ich fühle mich noch so rüstig, so jung. Wenn Durchlaucht gestatten —“

„Na, machen Sie mir nichts vor, Hofmarschall. Ich bin jung und Sie nicht. — Ich schwärme für manches, was Ihnen — natürlich bei solchen Jahren — nichts mehr gilt. Ich will leben, genießen, ich will lachende junge Gesichter, Freude ohne Zwang, keine Hofmeister und keine Bücklinge, ich will neues Leben, ich will —“

Wie hell und fröhlich doch Durchlaucht lachte. So hell, daß Erzellenz sah aus dem Schlummer erwachte und nicht wieder einschlief.

Und bei der Morgenaubienz geruhte Durchlaucht die untertänige Bitte von Erzellenz um Enthebung von ihrem schweren und verantwortungsvollen Posten mit Rücksicht auf das hohe Alter des langjährigen und treuen Dieners in Gnaden zu genehmigen.

Und Durchlaucht lächelte wieder so eigentümlich dabel.

